

Wolfgang Schorlau

**DIE LETZTE
FLUCHT**

Denglers
sechster Fall

Kiepenheuer & Witsch

Informationen zu diesem Buch:
www.schorlau.com

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion.
Alle Figuren entspringen meiner Phantasie.
Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen wäre Zufall.

2. Auflage 2011

© 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture / arturimages / René Menges

Gesetzt aus der Dante und der Formata

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04279-5

1. Glück

Dengler flog.

Mit ausgebreiteten Armen schwebte er über eine weite Wiese, unter ihm frisches helles Frühlingsgrün, gesprenkelt mit dem warmen Gelb jungen Löwenzahns. Eine Bewegung der rechten Hand genügte – schon bog er in eine weitgezogene Rechtskurve. Ein Gedanke – und er beschleunigte den Flug, angezogen von der strahlenden Zitronenfarbe des Rapsfeldes am Horizont, dazwischen das silberne Band eines Flusses.

Er hatte keine Angst, er fürchtete sich selbst dann nicht, als zwei Hochspannungsmasten auftauchten. Nur eine kleine Kopfbewegung, schon stieg er hoch und höher, unter sich sah er Landschaft und Masten und Leitungen. Nichts konnte ihm gefährlich werden. Er fühlte sich frei, der Sonne und dem Glück so nah wie nie.

Georg Dengler senkte den Kopf, und in einem weiten Bogen flog er auf den Fluss zu, folgte seinem Lauf, beschleunigte über dem glitzernden Wasser das Tempo, raste dicht über der Oberfläche dahin.

Ob ich wohl träume, fragte er sich im Traum.

Er erwog diesen Gedanken ernsthaft, verwarf ihn dann aber wieder. Denn der kühle Wassernebel in seinem Gesicht war real, die Sonne wärmte seinen Rücken wirklich. All das war wahr. Spürbar. Nein, das konnte kein Traum sein.

Wann hatte er sich zuletzt so unbeschwert gefühlt? So leicht, so frei?

Das Rapsfeld kam näher. Wie ein zitronenfarbenes Meer lag es vor ihm, milder Duft ging von ihm aus, ein betörend schöner Geruch. Endlos segelte er durch diese Symphonie aus Gelb und Sonne und Wärme. Ein leichter Windstoß erfasste ihn, fast hätte er das Gleichgewicht verloren, aber er breitete die Arme aus und hatte sofort wieder die Balance gefunden.

Aus dem Augenwinkel nahm er einen winzigen Schattenpunkt wahr, der das Lichtspiel durchbrach und sich näherte. Er spürte die Berührung seiner Schulter. Etwas Kleines hatte sich dort niedergelassen, etwas, was sich an ihm festkrallte. Er bewegte die Schulter. Er wollte es abschütteln.

2. Berlin im Dezember 2010: Entführung

Dirk Assmuss war ein kleiner, runder Mann, ein erfolgreicher Mann. Am Tag seiner Entführung kämpfte er sich durch das Berliner Schneegestöber. Er hatte den Kragen seines Mantels hochgestellt, mit der behandschuhten rechten Hand drückte er die beiden losen Kragenden zusammen. Es nutzte wenig. Ein eisiger Wind fegte durchs Brandenburger Tor, und Assmuss, der ein gläubiger Mensch war, fragte sich, warum Gott die Stadt so hasste, dass er sie mit einem solchen Winter strafte und mit einem unfähigen Senat, der es nicht einmal schaffte, die Bürgersteige von Berlins Prachtstraße Unter den Linden vom Eis räumen zu lassen.

Obwohl es erst Nachmittag war, strahlten die Straßenlichter, die Weihnachtsbäume und die weihnachtlich dekorierten Schaufenster in die frühe Dunkelheit. Eine Gruppe japanischer Touristen, alle in sanftblauen Moonboots, trödelte kichernd vor ihm her, zwang ihn, für einen Moment auf die schneematschige Straße zu wechseln, um sie zu überholen.

Er hätte ein Taxi nehmen sollen.

Aber er hatte gedacht, die frische Luft würde ihm guttun. Nun bereute er diesen Entschluss. Die Kälte kroch in seine Hosenbeine, nahm den Zehen jedes Gefühl und quälte seine Ohren mit tausend eisigen Nadelstichen.

Wer Assmuss nicht kannte, würde ihn für einen gemütlichen Mann halten, für einen Typen wie den Großvater aus der Fernsehwerbung, der Kindern Karamellbonbons andreht. Fast eine Glatze, nur wenig graue Haare, ein volles Gesicht mit einigen Falten um die Augen- und die Mundwinkel. Auf den zweiten Blick wurde man jedoch gewahr, dass er sich trotz seiner fast hundert Kilo schnell und geschmeidig bewegte. Zielstrebigkeit ging von ihm aus, eine ruppige Energie, die nur wenige Männer mit diesem Körperumfang auszeichnet.

Assmuss hatte es weit gebracht. Nicht ohne Grund war er Europachef von *Peterson & Peterson*. Er hatte sich einen Platz im Heiligtum des Konzerns erobert, dem *Board of Directors*, am Firmensitz in Atlanta. Nicht nur das *Wall Street Journal* und das *Handelsblatt* handelten ihn als den künftigen Chef von *Peterson & Peterson*.

Er war gebürtiger Rheinländer, also war er katholisch und hatte Humor, und er wusste ihn einzusetzen. Er verfügte über einen unerschöpflichen Fundus an Tünnies-und-Schäl-Witzen, die er abends in kleineren Runden seinen Angestellten erzählte. Damen begeisterte er manchmal mit gemäßigten Anzüglichkeiten, und für große Tischrunden hatte er neben einigen anspruchsvollen jüdischen Witzen auch längere Zitate von Jaspers, Schopenhauer und Hannah Arendt parat. Er war ein Mann, der Eindruck machte, egal auf welchem Parkett.

»Unermüdlich im Dienst an der Gesundheit: Dirk Assmuss widmet sein ganzes berufliches Dasein dem medizinischen Fortschritt«, hatte die *Frankfurter Allgemeine* in einem Porträt über ihn geschrieben. Sein Vater hatte gewollt, dass er Arzt wird wie er selbst. Heilkunst und Kunst – das waren die beiden großen Leidenschaften in seinem Elternhaus gewesen. Heilkunst, dafür stand der Vater – und die Mutter wollte, dass der Sohn ein Künstler wird. Schon als Zehnjähriger hatte Dirk Assmuss mehr Museumsbesuche hinter sich als

ein normaler Mensch in seinem ganzen Leben. Er erinnerte sich an die nicht enden wollenden Aufenthalte im Picasso-Museum in Barcelona. Sein Vater pilgerte regelmäßig zu den Kranken- und Lazarettbildern, die Picasso als junger Mann gemalt hatte. Wie hingebungsvoll die Mutter am Bett ihres Kindes sitzt! Wie gut der Maler die Aufmerksamkeit des Arztes getroffen hat und das Fahle im Gesicht des Patienten auf einen Ernährungsmangel schließen lässt!

Assmuss enttäuschte seinen Vater. An zwei Zehnteln im Notendurchschnitt scheiterte die Zulassung zum Medizinstudium. Nie hatte er sich als größerer Versager gefühlt als an dem Tag, als er sein Abiturzeugnis dem Vater vorlegte. Er hatte im Flur der Praxis warten müssen. Der Vater kam aus dem vorderen Behandlungszimmer, nahm das Zeugnis, las es, gab es ihm zurück und ging wortlos zurück zu seinem Patienten.

Auch über die Berufswahl seines Sohnes verlor er nie ein Wort. Selbst später, als Assmuss bereits erfolgreich war und viel mehr als sein Vater verdiente (er erwähnte es scheinbar beiläufig zweimal, einmal bei einem Abendessen, als er seine Eltern besuchte, einmal als er sie nach Barcelona einlud und sie – ganz ohne Museumsbesuch – ins *Los Caracoles* führte, eines der bekanntesten Restaurants der Stadt, ein Lokal, das der Vater der Preise wegen niemals besucht hatte): Nie redeten sie über seinen Beruf. Die Enttäuschung, die er seinem alten Herrn bereitet hatte, hätte er gern aus der Welt geschafft, sie war, so dachte er manchmal, der eigentliche Stachel, der ihn in seinem jetzigen Beruf so unentwegt antrieb.

Aber er enttäuschte auch seine Mutter. Sie hatte ihr Leben dem Ziel gewidmet, aus dem einzigen Sohn einen Künstler zu machen. Ihr war das Künstlerische nicht gegeben. Sie wusste es, denn sie malte auch. Mit großer Begeisterung spannte sie eine leere Leinwand in den Rahmen – und betrachtete mit der immer gleichen Enttäuschung das fertige

Bild: Wie ein Kind, dachte sie, ich male wie eine Vierzehnjährige. Nie gelang es ihr, die Bilder, die sie manchmal klar, manchmal diffus in sich trug, angemessen auf die Leinwand zu übertragen. Ihr Sohn sollte es besser können. Und so schleppte sie ihn von klein auf in Museen und auf Vernissagen, in Ausstellungen und Ateliers.

Assmuss studierte Biologie an der Universität Hohenheim, medizinnah einerseits, aber inhaltlich und geografisch weit genug entfernt vom heimatlichen Brühl und dem stummen Vorwurf des Vaters sowie der Enttäuschung der Mutter, der alles im Gesicht stand und die nie darüber sprach. Nach dem Studium zog er ins Rheinland zurück. Mit dem ruhigeren Menschenschlag im Süden war er nie richtig warm geworden.

1980 unterschrieb er bei *Bayer* seinen ersten Arbeitsvertrag, zehn Jahre später schickte ihn der Konzern als Geschäftsführer einer Tochterfirma nach Japan. 1995 wechselte er zu *Bayers* Konkurrenten *Peterson & Peterson*, leitete von London aus deren Geschäftsfelder Pharma und Consumer Care. Seit 2000 war er für das europaweite Pharmageschäft mit verschreibungspflichtigen Arzneimitteln verantwortlich. Und er war, wie gesagt, auf dem Sprung nach ganz oben.

In Berlin hatte er ein Problem zu lösen.

Der deutsche Interessenverband funktionierte nicht mehr. Assmuss hatte mit Marlene Kritzer, der Geschäftsführerin des Verbandes der forschenden Pharmaunternehmen VFP, im *Margaux* zu Mittag gegessen. Anschließend hatten sie noch zwei Stunden in ihrem Büro am Hausvogteiplatz gesprochen.

Sie war unbelehrbar.

Assmuss ärgerte sich.

Sie machte zu viele Fehler.

Und sie überschätzte sich.

Wochenlang hatte die Kritzer die gesamte Lobbymaschine des Verbandes eingesetzt, um die Wahl des gesundheitspoli-

tischen Sprechers der konservativen Parlamentsfraktion zu beeinflussen. Sie hatte einen verbandsnahen Abgeordneten durchbringen wollen und scheiterte damit. Der neue Sprecher äußerte sich nun öffentlich und halböffentlich abfällig über den Verband und damit auch über die »Großen Sechs«, über *Peterson & Peterson, Bayer, Pfizer, Böhringer, Merck* und *Novartis*, die im Verband den Ton angaben.

Das war schlecht fürs Geschäft.

Schlecht für die Pläne von *Peterson & Peterson*.

Schlecht für seine Pläne.

Sehr schlecht.

Ihn ärgerte besonders, dass Marlene Kritzer ihren Fehler nicht einsah.

Mangelnde Fähigkeit zur Selbstkritik produziert weitere Fehler, dachte Assmuss, während er vorsichtig den eisglatten Bürgersteig Unter den Linden hinaufging.

Er hätte ein Taxi nehmen sollen.

Er hatte der Kritzer viel nachgesehen. Vor einigen Monaten hatte die gesamte Presseabteilung des Verbandes gekündigt. Alle. Sogar die Schreibkräfte. Sie hielten es mit der Chefin nicht mehr aus. Sie würde die Angestellten tyrannisieren, hieß es, jeder müsse zu viele unbezahlte Überstunden machen, die Atmosphäre sei miserabel, die Chefin launisch und so weiter. Jeder, der die Kritzer kannte, wusste, dass die Leute recht hatten. Damals hatte er Kritzer gestützt. Damals war sie noch erfolgreich gewesen. Aber das hatte sich geändert.

Assmuss wusste, wann es Zeit war zu handeln.

Eine seiner Stärken.

Ihn fror.

Weihnachtliche Stimmung in Berlin. Er nahm sie nicht wahr.

Es stand viel auf dem Spiel.

Zwei Weihnachtsmänner kamen ihm entgegen. Einer trug einen schweren braunen Sack, der andere eine überdimen-

sionierte Schelle. Die beiden unterhielten sich angeregt, ihre Weihnachtsmannschicht schien zu Ende zu sein. Sie wirkten entspannt und fröhlich.

Morgen um zehn Uhr würde die Verbandskonferenz beginnen. Die Elite der Branche traf sich zur zentralen Jahrestagung. Fünfunddreißig Unternehmen, keines unter 2 Milliarden Jahresumsatz. Aber für heute Abend hatte er die Vertreter der Großen Sechs zum Essen ins Adlon geladen. Dieser Kreis würde die wichtigen Entscheidungen treffen.

Er würde ihnen vorschlagen, Marlene Kritzer abzulösen.

Der eine der beiden Weihnachtsmänner hob seine Schelle, läutete und lachte. Assmuss drängte an ihm vorbei. Ihn fror noch immer.

Aber endlich war er am Adlon.

»Herr Dr. Assmuss? Eine junge Dame möchte Sie sprechen.«

Dirk Assmuss hob den Kopf und sah auf den Zettel, den der Hoteldiener ihm reichte.

Ich muss dich dringend sprechen. Susan

Das war Susans Handschrift, kein Zweifel, die korrekte Reihung der Buchstaben, nahezu alle miteinander verbunden. Nur das I stand allein. Typisch für Susan.

Aber wieso war sie in Berlin?

Sie müsste doch in London sein.

»Bitte, folgen Sie mir«, sagte der Hoteldiener und ging voran.

Assmuss folgte.

Der junge Mann in der eleganten grauen Hoteluniform schritt zügig voraus. Vom Hoteleingang des Adlon lief er mit schnellen Schritten an den wartenden Taxen vorbei, schaute

sich noch einmal um, winkte Assmuss ermunternd zu, überquerte die Wilhelmstraße und steuerte auf einen dunklen Van zu, der einige Meter weiter vor einem Souvenirshop am Straßenrand parkte.

Es muss etwas schiefgegangen sein, dachte Assmuss. In Gedanken blätterte er die Geschäftsvorfälle des Londoner Büros durch. Keiner schien ihm schwerwiegend genug, dass Susan ihn nicht hätte anrufen können. Er hatte das Handy doch an. Während er seine Schritte verlangsamte, zog er das *Blackberry* aus der Tasche. Niemand hatte versucht, ihn zu erreichen, auch Susan nicht. Einige Mails waren eingegangen, aber keines von Susan.

Seine Gedanken rasten.

Sie kündigt, dachte er. Vielleicht kündigt sie.

Aber auch diese Überlegung verwarf er sofort wieder. Das hätte sie ihm auch übermorgen persönlich sagen können. Für die Mittagszeit war ein Treffen in London verabredet. Nein, es musste etwas sehr Wichtiges sein. Etwas, was den Vorstand betraf. Vielleicht hatte es mit ihm zu tun.

Sie wollen mich feuern.

Aber es gab keine Anzeichen dafür. Der Aufsichtsrat hatte nicht getagt. Außerdem hatte er einen guten Lauf. Die Zahlen stimmten. Wichtige Projekte liefen. Einige standen kurz vor der Markteinführung.

Vielleicht doch. Sie haben sich heimlich getroffen. Susan muss das mitgekriegt haben.

Beunruhigt beschleunigte er seine Schritte wieder.

Der Hoteldiener wartete vor dem Van auf ihn. Als Assmuss ihn erreichte, zog er die Tür auf.

»Bitte«, sagte der Mann.

Assmuss schaute verwirrt in das Wageninnere.

Er sah nichts. Er schob den Kopf vor.

»Susan?«, fragte er ins Dunkel.

Da traf ihn ein Schlag in den Rücken, ein Schlag mit solcher Wucht, dass er mit dem Oberkörper vornüber in den Wagen

stürzte. Er fühlte, wie er an den Füßen hochgehoben und in den Van geworfen wurde. Dann klackte die Wagentür. Der Hoteldiener war über ihm. Ein zweiter Schlag traf ihn am Kopf, und er dachte nichts mehr.

3. Ankommen

Eine Fledermaus.

Dengler spürte, wie sie auf seinem Arm krabbelte. Sie wurde immer größer, schwerer, er spürte ihr Gewicht auf seinem Oberarm. Er wollte sich nach vorne beugen, damit sie von ihm abglitt. Er wollte weiterfliegen. Glückliche sein. Der Druck auf seinem Arm wurde fester.

»Sie müssen aufwachen«, sagte eine weibliche Stimme. »Wir landen in wenigen Minuten.«

Für einige Sekunden schwebte er im Zwischenreich von Schlaf und Wachen. Er wollte fliegen, weiter schweben. Doch langsam dämmerte ihm, dass er träumte.

Er weigerte sich, die Augen zu öffnen.

»Sie müssen Ihre Rückenlehne senkrecht stellen.«

Das Rapsfeld verschwand aus seinem Kopf.

»Bitte! Wir landen gleich.«

Dengler raffte sich auf. Er stellte seinen Sitz gerade. Von seinem Mittelplatz aus konnte er aus dem Fenster des Flugzeuges schauen. Die Maschine flog bereits tief. Er sah den Neckar, eingebettet in eine sommerliche Reben- und Industrielandschaft, und hörte das Summen der Hydraulik, als unter ihm das Fahrgestell ausfuhr.

Olga wartete auf ihn.

»Champagner!«, rief sie.

In der rechten Hand schwenkte sie eine Flasche Taittinger und in der anderen zwei Gläser.

Dengler küsste sie. Lange.

Neben ihnen machten zwei jüngere Männer anzügliche Bemerkungen, die er nicht genau verstand und auch nicht verstehen wollte. Eine ältere Frau schaute demonstrativ in die entgegengesetzte Richtung.

»Puh«, sagte Olga und streckte ihm die Flasche entgegen.

Dengler öffnete sie und füllte die beiden Gläser.

»Endlich bist du wieder da«, sagte sie. »War New York schlimm?«

»Sehr schlimm.«

Sie tranken, lachten, dann füllte Dengler die beiden Gläser erneut.

»Hast du etwas Nützliches gelernt?«, fragte sie, als sie später erschöpft in ihrem Bett lagen.

»Ja. Ich weiß jetzt, dass dein Gesicht aus 43 einzelnen Muskeln besteht«, sagte er und streichelte mit zwei Fingern ihre Stirn. »Manche davon kannst du willentlich bewegen, auf andere hast du keinen bewussten Einfluss.«

»Das FBI weiß etwas über meine Gesichtsmuskeln?«, fragte sie schläfrig.

»Alles.«

»Was?«

»Wenn du dich an etwas erinnerst, an etwas Schönes zum Beispiel ...«

»Hmm, das mache ich gerade.«

»... dann wandern deine Pupillen nach links oben. Wenn du dir aber etwas ausdenkst, wandern sie nach rechts oben. Das kannst du nicht beeinflussen. Es ist hirnpysiologisch ge-

steuert. Unabänderbar. Wenn ich einen Zeugen frage, ob er sich an eine bestimmte Situation erinnert, und seine Augen wandern nach rechts oben, dann weiß ich, dass er lügt.«

»Aber ich habe meine Augen doch geschlossen.«

»Mist. Über das Erkennen von Lügner bei geschlossenen Augen habe ich nichts gelernt.«

»Das kommt beim Seminar für Fortgeschrittene«, sagte sie schläfrig.

»Das Bundeskriminalamt wird mir keinen zweiten Kurs mehr sponsern.«

»Dann bleibst du hier. In meinem Bett. Für immer und ewig.«

»Das willst du?«

»Hmm.«

»Deine Pupillen wanderten eben nach rechts oben. Du hast es dir ausgedacht. Es ist geschwindelt.«

»Ich hab doch die Augen zu, du Lügner. Ich erkenne dich ganz ohne FBI-Seminar.«

Sie zog ihn an sich.

»In der Stadt herrscht Aufruhr«, sagte Mario. »Wir stehen vor einer revolutionären Situation.«

»Das ist völlig übertrieben«, sagte Martin Klein.

»Das ist totaler Quatsch«, sagte Leopold Harder.

»Eine revolutionäre Situation ist dadurch definiert, dass die unteren Klassen nicht mehr so wollen und die oberen nicht mehr so können wie bisher«, sagte Mario.

»Das könnte auf Stuttgart zutreffen«, gab Klein zu.

Denglers Freunde feierten seine Ankunft im *Basta*, dem Lokal, das im Erdgeschoss des Hauses lag, in dem Dengler, Martin Klein und Olga wohnten. Im ersten Stock waren Denglers Büro und Wohnung sowie Kleins Dreizimmerwohnung. Im zweiten Stock wohnte Olga.

»Aha, es geht immer noch um euren Bahnhof«, sagte Dengler. »Ich war fast den ganzen September nicht in der Stadt, hat sich also offenbar nicht viel getan in dieser Zeit.«

»Es ist eine bürgerliche Protestbewegung. Nicht die anarchistische Künstlerrevolte, von der Mario träumt, seitdem er auf der Welt ist«, sagte Leopold Harder.

»Davon träume ich, das stimmt. Ich träume von einer gerechten Gesellschaft.«

»Wir wollen bloß ein irrsinniges Bahnprojekt verhindern«, sagte Klein.

»So reden sie jeden Tag«, flüsterte Olga in Denglers Ohr.

»Jeden Tag! Die ganze Stadt kennt kein anderes Thema. Der Bahnhof am Morgen, der Bahnhof am Mittag, der Bahnhof am Abend und auch in der Nacht. Montags rennen deine Freunde auf die Montagsdemo, dienstags treffen sich die Juristen, die Ärzte, die Unternehmer gegen Stuttgart 21, mittwochs findet ein Protest-Gottesdienst im Schlossgarten statt, donnerstags treffen sich neuerdings die Stuttgart-21-Befürworter zu einer Demonstration ...«

»Demonstratiönle«, rief Klein dazwischen. »Zweihundert ältere Herren versammeln sich.«

»Freitags kann man zu den Senioren gegen Stuttgart 21 gehen, der Jugendinitiative gegen S 21, den Gewerkschaftern gegen S 21, man kann an einem Sitzblockadetraining teilnehmen oder ...«

»... zu den Journalisten gegen Stuttgart 21 gehen«, sagte Harder, der als Wirtschaftsjournalist beim *Stuttgarter Blatt* arbeitete.

»Es gibt Psychologen gegen S 21«, sagte Klein, »Mediziner gegen S 21, es gibt ...«

»Samstags findet die Großdemo gegen Stuttgart 21 statt«, fuhr Olga fort. »Nur sonntags ruht der Protestbetrieb. So sieht das aus in dieser Stadt.«

»Jeden Tag um 19 Uhr macht die ganze Stadt Lärm. Eine Minute lang. Das ist der Schwabenstreich. Eine gute Sache,

endlich lernt man die Nachbarn auf den anderen Balkonen und hinter den Fenstern kennen.«

»Da kommt New York echt nicht mit«, sagte Dengler.

Die Freunde lachten.

Der kahlköpfige Kellner nahm dies als Zeichen und brachte eine neue Flasche.

Die Stimmung war so ausgelassen, dass Dengler das Handy nicht hörte.

»Es klingelt«, sagte Mario.

Dengler zögerte. Eigentlich hatte er keine Lust, außerdem wusste er, dass Olga es nicht leiden konnte, wenn er bei jeder Gelegenheit ans Telefon ging. Dann stand er aber doch auf, ging an der Bar vorbei ins Freie und nahm das Gespräch an.

4. Aufwachen

Der Kopfschmerz war umfassend, dumpf und andauernd. Es fühlte sich an, als sei das Gehirn geschwollen und drücke mit Macht gegen die Schädelwand.

Bloß nicht bewegen.

Sein Mund war trocken. Die Zunge schien ebenfalls geschwollen zu sein.

Es ist nur ein Traum, dachte er. Wieder mal ein Albtraum. Ich schlafe, und wenn ich aufwache, liege ich in meinem Bett im Adlon.

Er hielt die Augen geschlossen. Doch er schlief nicht. Stattdessen konzentrierte er sich auf den Kopfschmerz, und dabei fiel ihm wieder ein, wie der Hotelpage ihn zu einem schwarzen Van gelockt hatte.

Er hatte einen Zettel von Susan gehabt.

Dirk Assmuss bewegte die Zehen seines rechten Fußes. Sie krümmten und streckten sich. Kein Problem. Er hob den Fuß. Auch kein Problem.

Ich wurde entführt. Wenn ich nicht träume, dann wurde ich entführt.

Assmuss öffnete die Augen. Gleißendes Licht blendete ihn, er schloss sie sofort wieder. Nach ein paar Sekunden blinzelte er und wartete, bis sich seine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten.

Dann sah er sich um.

Er lag auf einem großen Bett, wohl zwei Meter lang und zwei Meter breit. Metallgestell, mattschwarz, am Kopfende ornamental verschlungen. In der Mitte entdeckte er eine Handschelle, deren erste Fessel den Metallrahmen umschloss, die zweite hing an einer silbernen Kette, die sich über ein blaues Leintuch schlängelte und dann auf dem Fußboden verschwand. Assmuss' Blick folgte ihr. Sie tauchte einen halben Meter weiter auf, führte zu einer zweiten Handschelle, deren erste Fessel die Verbindung zur Kette hielt und deren zweite sein Handgelenk umschloss.

Panisch richtete er sich auf.

Der Schmerz in seinem Kopf explodierte.

Assmuss legte sich zurück.

Ich muss ruhig bleiben. *Peterson* wird Lösegeld zahlen. Birgit wird Lösegeld zahlen. Es sind Betriebsausgaben, dachte er. Steuerlich absetzbare Betriebsausgaben. Die zahlen bestimmt. *Peterson* muss das bezahlen, nicht Birgit und ich. Die lassen mich doch nicht hängen.

Er spürte, wie erneut Panik in ihm aufstieg.

Bleib ruhig.

Ob Birgit bezahlen wird?

Plötzlich war er sich dessen nicht mehr sicher.

Vorsichtig richtete er sich auf.

Er befand sich in einem hellen Raum mit weiß gestrichenen Wänden. Neben dem Bett war ein Tisch. Zwischen Tisch

und Bett stand ein weißer Eimer, zur Hälfte mit Wasser gefüllt, daneben ein zweiter Eimer mit einem festen Deckel und einer Rolle weißes Toilettenpapier. Auf dem Tisch: eine Plastikflasche mit Mineralwasser und ein Glas. Daneben lagen einige Aspirintabletten in grüner Verpackung. Hinter dem Tisch: ein großer metallfarbener Kühlschrank und ein weiß emaillierter Gasherd. Links daneben eine Tür. Sie war offen. Rechts vom Kühlschrank sah Assmuss eine zweite Tür. Verschlossen und massiv. Daneben auf etwa zwei Meter Höhe zwei vergitterte Fenster, durch die Tageslicht ins Zimmer fiel, darunter zwei Heizkörper. Es musste sich um eine Souterrain- oder Kellerwohnung handeln.

Assmuss überlegte, ob er um Hilfe rufen sollte. Er könnte SOS-Signale gegen die Heizkörper klopfen.

Er stand auf und prüfte, wie weit er mit seiner Fessel gehen konnte.

Er kam nur bis zum Tisch.

Er erreichte weder die Fenster noch den Kühlschrank oder den Herd, auch nicht die beiden Heizkörper.

Er setzte sich an den Tisch.

Er stützte den Kopf in seine Hände.

Er warf zwei Aspirin in das Glas, goss Wasser ein, wartete, bis die Tabletten sich aufgelöst hatten, und trank das Glas aus.

Er ging zurück zum Bett, legte sich hin und starrte die Decke an.

5. Telefonat

»Hallo?«

»Guten Abend, hier Lehmann, Dr. Hartmut Lehmann. Spreche ich mit Georg Dengler aus Stuttgart?«

»Ja.«

»Ich möchte Sie engagieren. Können wir kurz darüber reden?«

»Um was geht es?«

»Um den Fall Voss. Sie haben schon davon gehört?«

»Nein.«

»Professor Voss ist ein Freund von mir. Ich bin sein Anwalt seit vielen Jahren. Wir sind beide Mitglieder im gleichen rotarischen Club hier in Berlin. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Bernhard so etwas getan hat. Ich kenne ihn schon seit zehn Jahren. Seit mehr als zehn Jahren. Seine Familie. Seine beiden Kinder. Ich brauche Hilfe bei seiner Verteidigung. Sie wurden mir empfohlen.«

»Was wird Ihrem Freund vorgeworfen?«

»Mord! Lesen Sie keine Zeitungen? Er sitzt in Moabit ein.«

»Ich war ein paar Wochen im Ausland. Sie müssen mir schon etwas mehr über den Fall erzählen.«

»Können Sie nach Berlin kommen?«

»Sicher. Wann?«

»So schnell wie möglich. Morgen?«

Dengler zögerte. Er wollte keinen neuen Auftrag. Nicht sofort. Er hatte sich darauf gefreut, ein paar Tage mit Olga zu verbringen.

Andererseits: Sein Konto war leer.

Es gab eine erprobte Methode: Wenn er einen Auftrag lieber nicht annehmen wollte, verlangte er einfach ein überhöhtes Honorar. Dann erledigte sich die Sache meist von allein.

»Kennen Sie meine Konditionen?«, fragte er. »180 Euro pro angefangene Stunde plus Mehrwertsteuer und Spesen.«

»Das geht in Ordnung«, sagte der Mann, ohne zu zögern.
»Seien Sie morgen um 14 Uhr in meiner Kanzlei. Geht das?
Dr. Lehmann und Partner. Friedrichstraße 47.«
Dengler schwieg verblüfft.
»Hallo? Sind Sie noch dran?«, fragte der Mann.
»Um 14 Uhr bin ich bei Ihnen.«

»Kennt ihr zufällig den Fall Voss?«, fragte er, als er zurück an den Tisch kam.

»Scheußlich«, sagte Olga.

»Dieses Schwein«, sagte Mario.

»Noch gilt die Unschuldsvermutung. Der Mann ist noch nicht verurteilt«, sagte Leopold Harder.

»Könnt ihr mir mal sagen, um was es geht? Ich war drei Wochen nicht da, schon vergessen?«

Harder berichtete: »Einem Berliner Arzt wird vorgeworfen, ein neunjähriges Mädchen umgebracht zu haben. Erst hat er es offenbar entführt. Mehr als zwei Wochen lang wurde das Kind gesucht. Alle Zeitungen druckten das Bild. Die Eltern appellierten im Fernsehen an den Entführer. Fürchterliche Geschichte. Wir hatten jeden Tag irgendeine Story im Blatt. Einige Tage lang bestand die Hoffnung, dass das Mädchen noch lebend gefunden wird. Dann wurde sie gefunden: vergewaltigt und erschlagen. Schon am nächsten Tag wurde dieser Kerl festgenommen: Dr. Voss. Die Zeitung mit den großen Buchstaben war live dabei. Sie brachte ein Bild direkt von der Verhaftung, der Täter mit irrem Gesicht, grüner OP-Schürze, voll mit Blut. Die Beweise sollen eindeutig sein.«

»Was hast du damit zu tun?«, fragte Olga.

»Ich wurde eben von seiner Verteidigung engagiert.«

Nach dem Sex stritten sie sich.

»Ich weiß nicht, ob es gut ist, wenn du so einem Kerl hilfst«, sagte sie.

»Ich wollte diesen Auftrag auch nicht. Ich ... noch habe ich ja nicht sicher zugesagt.«

»Aber du fährst nach Berlin. Morgen schon. Wir haben uns drei Wochen nicht gesehen. Drei Wochen, Georg. Wir haben einiges aufzuholen.«

»Ich weiß, aber ...«

Wie sollte er es erklären?

»Ich hab den Preis um die Hälfte erhöht, aber der Anwalt will mich trotzdem, und jetzt muss ich da hin. Ich höre mir die Geschichte mal an.«

»Was redest du? Sag ab. Das ist einfach. Sag einfach ab.«

»Das geht nicht. Ich hab zugesagt.«

»Weißt du, dass der Kerl voller Blut war, als er verhaftet wurde? Ekelig. Er sieht aus wie ein Mörder. Und du sollst keinem Mörder helfen. Keinem Kindermörder, Georg!«

»Vielleicht kann ich ihn sprechen und sehen, ob er lügt. Ich meine, das ist das, was ich gerade gelernt habe. Ich würde mein neues Wissen gern ausprobieren. Wenn er es war, ist der Auftrag ja schnell erledigt, dann bin ich auch schnell wieder da.«

Dengler schwang sich aus ihrem Bett. Er ging in das Zimmer nebenan, wo Olgas Computer standen.

»Du hast ja neue Hardware«, rief er.

»Ja«, sagte sie. »Einen neuen Supercomputer. Auch ich habe mich in der Zwischenzeit weitergebildet. Da du ja nie da bist, kann ich dir leider nichts von dem erzählen, was mich beschäftigt.«

Sie stand nun nackt in der Tür.

»Komm ins Bett und vergiss diesen Mörder.«

»Gleich.«

Er startete die Suchmaschine und buchte den frühen Flug nach Berlin.